

Michel Brülart.

Wir müssen Michel Brülarts nähere Bekanntschaft machen. Als Milchbruder von Lorenz war er natürlich mit ihm gleichen Alters, stand also im vier- und zwanzigsten Jahre. Er war ein großer, hagerer, sehniger Schlingel, strohblond mit einem langen Gesicht und glanzlosen grauen Augen, die immer unruhig umherschweiften. Wenn seine dünnen Lippen sich zum Grinsen verzogen, kam ein gelbes häßliches und lächerhaftes Gebiß zum Vorschein.

Er und sein Vater standen in so schlechtem Rufe, daß sich die Gemeinde von Ferrolles glücklich schätzte, sie nicht zu ihren Angehörigen zu zählen. Ihre Hütte stand am Walde auf dem Grund und Boden von Soudigny. Sie waren Bauern, bauten aber Nichts auf ihrem kleinen Besitztum. In der Erntezeit gaben sie sich bei den Pächtern der Umgegend in Arbeit; meist beschäftigten sie sich mit Holzschichten und Aufladen im Walde, wenn die Holzhändler aus Orleans schlagen ließen, und die leichtere Arbeit befragte ihnen am besten; denn sie hatten allezeit eine Flinte im Keisig oder Unterholz versteckt, und mancher Hase fiel ihnen beim Heimgehen zum Opfer. Der Wildhändler in Chateaufeuil zahlte ihnen drei Franken für einen Hasen, dann konnten sie sich einen guten Tag machen. Im Winter stellten sie den Schneefen Schlingen, im Sommer fingen sie junge Rebhühner in Netzen, kurz jede Jahreszeit lieferte ihnen einen Reibten von fremdem Eigentum. Sie verachteten auch Obstbäume, Getreidemieten und Kartoffelgruben nicht. Das wußte man; Jeder traute ihnen das Schlimmste zu, und ging ihnen gern aus dem Wege.

Michel trat also in die Schmiede.

„Was willst Du hier?“ fuhr ihn der Schmied stürnrunzelnd an.

„Ich wollte mir etwas Feuer ausbitten,“ erwiderte der Taugenichts und zog eine vollgestopfte kurze Pfeife aus der Tasche; auf den Herd zugehend wiederholte er:

„Was ist denn mit dem Heimchen los?“

„Was los ist?“ erwiderte der Schmied grimmig, „da mußt Du auch noch fragen? Wenn sie weint, ist Niemand anders schuld daran, als Du.“

„Ach, Unsinn!“

„Na, ist Lorenz nicht für Dich eingetreten?“

„Das ist richtig.“

„Wenn ihm jetzt ein Unglück passiert...“

Bei diesen Worten schluchzte Naemi laut auf; sie konnte zwar Michel von jeher nicht leiden, aber wie sanfte Seelen im Schmerz bei Jedermann Theilnahme suchen, so reichte sie auch ihm den Brief hin. Michel buchstabierte sich den Brief halblaut zusammen. „Nun, Ramsell,“ sagte der Briefträger, „geben Sie mir Ihren Brief nicht mit?“

„Ach, das ist jetzt — nicht mehr — nöthig,“ sagte sie, und ihre Thränen flossen noch reichlicher. Der Briefträger ging.

Michels Stimme war beim Lesen immer leiser geworden, und als er zu Ende war — verstellte er sich so geschickt, oder war er wirklich bewegt? — da standen ihm die Thränen in den Augen.

„Sieh an!“ sagte der Schmied, „Du bist doch nicht ganz so schlecht, als ich dachte,“ und er reichte ihm die Hand.

„Ach, Michel,“ sagte das Heimchen gerührt, „er ist Dir immer gut gewesen,“ und auch sie gab ihm die Hand.

„D, hätte ich das geahnt, ich hätte ihn nicht für mich eintreten lassen,“ rief Michel.

„Michel,“ sagte der Schmied, „ich hatte Dir das nicht angesehen. Jetzt vertraue ich Dir das arme junge Blut an, laß sie nicht allein zur Mühle gehen, sie zittert an allen Gliedern.“

Michel ließ sich das nicht zweimal sagen, und das Heimchen — sie hätte es unter andern Umständen nie gethan — ließ sich von ihm führen. Niemand wagte es, sie zu fragen, so betrübt und niedergeschlagen sah sie aus. Doch als sie zum Orte hinausgegangen war, ließ Alles beim Hufschmied zusammen und fragte und schüttelte den Kopf.

„Wenn's nur glücklich abläuft,“ meinte die Bäckerfrau.

„Ich weiß nicht, wie es kommt,“ sagte der Schmied, „aber mir ahnt Unheil.“

Je näher Naemi der Mühle kam, desto langsamer wurden ihre Schritte, desto mehr wurde ihr bange um's Herz. Wie sollte sie der Tante die schreckliche Nachricht bringen? Sie waren schon am Eingang des Gemüsegärtchens.

„Ach, mir ist so angst,“ seufzte das Heimchen.

„Mir auch,“ drummte Michel.

Da kam eben ein Mann zu Pferde aus dem Mühlfeld heraus, ein Sack Mehl lag quer über dem Sattel.

„Das ist Niklas Maurey, der Fuhrmann aus Grangetaine,“ rief Michel. „Wenn nur der Briefträger den nicht getroffen hat, ehe er in Ferrolles war.“

„Warum denn?“ frug Naemi verwundert.

„Der Niklas ist so dumm, er ist vielleicht unversehens damit heraufgeplagt, ehe die Frau Susse noch eine Ahnung hatte.“

Das Heimchen erschrak lebhaft; aber es war richtig so, wie Michel vermuthet hatte. Niklas Maurey war ein Fuhrmann von der schlimmen Sorte, ein roher, brutaler Mensch, der nichts verstand, als mit der Peitsche knallen, fluchen und seine Pferde malträtiren. Der Briefträger war ihm begegnet, und hatte ihm geschwätzt erzählt, daß es Krieg gäbe, der Lorenz aus der Mühle hätte geschrieben, aber der Brief wäre nicht in seiner Garnison Lyon, sondern unterwegs in Savoyen aufgegeben. Wie er nun in die Mühle kam und Frau Susanne ihm den Auftrag gab, zehn Karren Sand anzufahren, weil überall gereinigt und gestreut werden sollte, zu Heimchens und Lorenz' Hochzeit, da lachte der Tölpel: „Hohoho! Der Lorenz ist ja bei der Kriegsmarine.“ „Freilich ist er bei der Armee, aber er kommt nach Hause.“

„Der Postillon sagt, er kommt nicht; er ist fort in den Krieg, er hat es selbst geschrieben. Na, adjes, Frau Müllerin! Hü! ho! hü!“ und peitschentollend zog er ab.

Frau Susanne wurde es kalt und heiß, die Kniee wankten ihr, sie mußte sich auf der Thürschwelle niederlegen. Sie stieß keinen Schrei aus, sie vergoß keine Thräne; die Magd ging an ihr vorbei, ohne etwas Auffallendes zu bemerken. Stumm und starr saß sie da, die Blicke auf den Weg geheftet, wo Naemi kommen mußte, und als nun das Heimchen so langsam und trübselig am Arme des Taugenichts, des Michel, angeflüchten kam, da konnte die arme Mutter an der traurigen Wahrheit nicht mehr zweifeln.

4.

Der neue Mühlnescht.

Acht Tage waren seitdem verstrichen. Still und geduldig hatten sich die Frauen in ihr Schicksal ergeben. Das Unvermeidliche ertragen, in die Schidungen von oben, und seien sie noch so hart, sich fügen, das lernen die Landleute von ihrem Beruf. Frau Susanne und ihre Nichte Naemi mußten die Verwirklichung des gehofften Glückes einer fernern, unsichern Zukunft anheimgen. Alltäglich gingen sie nach Ferrolles in die Kirche und beteten für den armen Soldaten. Sie lachten und sangen nicht mehr, aber sie hatten auch das Weinen gänzlich eingestellt.

Inzwischen beherbergte die Mühle einen neuen Insassen. Michel Brülart, der Wildieb, der Landstreicher schien sich plötzlich ganz zum Besseren geändert zu haben. An dem Tage, an welchem er das Heimchen zur Mühle begleitet hatte, war er, da Frau Susanne in einem bedauernwerthen Zustand stundenlang da saß, in der Mühle geblieben. Die Müllerin hatte es gelitten; denn sie hatte auch ihn Thränen vergießen sehen und sein Mitgefühl schien ihr aufrichtig gemeint zu sein. Er hatte in der Mühle zu Abend gegessen und auch dort übernachtet. Am andern Morgen erbot er sich, nach Orleans zu gehen, um Näheres über den Krieg zu erfahren; das wurde angenommen, und als er von der Intendantur die verhältnismäßig günstige Auskunft mitbrachte, es würde vielleicht gar nicht zum Schlagen kommen, hieß man den Boten wegen der Botschaft willkommen. So blieb er wieder in der Mühle. Am dritten Tage ereignete sich der Unfall, daß einer der Gefellen mit der Hand in ein Räderwerk gerieth, so daß er auf längere Zeit arbeitsunfähig wurde. Da erbot sich Michel für ihn einzutreten.

„Du willst ordentlich werden, wie es scheint,“ sagte die Müllerin. „Ich will Dir gern die Hand dazu bieten, wenn es Dir damit Ernst ist. Du kannst hier bleiben, wenn Du Dich gut führst.“

Nach kurzer Zeit traf die Nachricht von dem ersten Zusammenstoß der französisch-italienischen Truppen mit den Oesterreichern ein. Es war eine Siegesnachricht, und die Präfektur ließ eine Extrabeilage des Amtsblattes an allen öffentlichen Gebäuden anschlagen. Am folgenden Tage kam auch ein Brief von Lorenz, datirt aus dem Lager von San Martino. Er hatte an dem ersten Gefechte mit Auszeichnung Theil genommen und war zum Feldwebel avancirt. Sein Brief war voll echten Soldatenhumors und die Frauen in der Mühle konnten auch wieder einmal lachen. Dann aber gingen sie zur Kirche, der Mutter Gottes eine Wachkerze darzubringen, und als Susanne nach Hause kam, ließ sie unter die Ortsarmen Brod und Geld austheilen.

Michel war wirklich voll Fleiß und Ausdauer bei der Arbeit, auch ging er an jedem Posttage dem Briefträger nach Ferrolles entgegen, um nach Briefen von Lorenz zu fragen. Zuerst wunderten sich die Leute, dann meinten sie, Michel wäre bei besserer Zucht von Anfang an zu brauchen gewesen, zuletzt gewöhnten sie sich daran. Der alte Brülart ließ sich jetzt öfters in der Schänke zu Ferrolles sehen. Wenn die Rede auf Michel kam, zuckte er mit den

Achseln, schimpfte und drohte auch wohl oder sagte: „Mag er in der Mühle bleiben, wenn er Lust hat. Ich bin froh, daß ich ihn los bin.“

Seine Schimpf- und Drohfreden wurden in der Mühle hinterbracht. „Kümmere Dich darum nicht,“ sagte die Müllerin zu Michel, „wenn Du so dabei bleibst, wird's meinem Lorenz nicht darauf ankommen, Dich mit ein paar tausend Franken anzulassen.“

Michel schlief nicht im Hauptgebäude mit der Müllerin und ihrer Nichte unter einem Dache, sondern er hatte sich bescheidenlich in einem Kämmerchen neben dem Stalle untergebracht, welches früher der Pferdebesitzer eingenommen hatte, das aber leer stand, seit der Letztere mit der Küchenmagd verheirathet war. Eines Abends verabschiedete sich Michel wie gewöhnlich mit einem „Gute Nacht“, schlich in sein Kämmerchen, löschte die Laterne aus und legte sich zu Bett, aber vollständig angekleidet. Er schlief auch nicht, sondern wartete und horchte in die dunkle Nacht hinaus. Erwachten vielleicht die alten Wilddiebsgelüste in ihm? Nichts rührte sich, man hörte nur das Klappern der Mühle und das Quaken der Frösche am Mühlgraben; zuweilen auch ertönte das widrige Geschrei einer Eule aus der Ferne. Da plötzlich hört man zwei Eulen auf einmal schreien, die eine ganz in der Nähe.

„Das scheint mir die richtige,“ sagte Michel für sich, „glitt leise aus dem Bett, nahm seine Holzschuhe in die Hand, schlich in den Stall, stieg mittelst der Leiter auf den Heuboden und ließ sich aus dem Heubodenfenster auf den Weg hinunter. Als er etwa hundert Schritte im Felde gelaufen war, sehte er die Finger an den Mund und antwortete dem fortgesetzten Eulenrufe mit demselben melancholischen Geschrei. Man konnte jetzt glauben, drei Eulen zu hören, dreimal rief Michel, dreimal wurde ihm geantwortet. Hierauf zog er, da weitere Vorsticht überflüssig schien, die Holzschuhe an und lief immer weiter quersfeldwärts.“

5.

Dunkle Pläne.

Michel wanderte noch eine Viertelstunde etwa, dann hielt er inne. Nur eine Eule ließ sich noch hören, bald rechts, bald links, bald nah, bald fern; das war eben kein Mensch, sondern der Vogel selbst, der ohne Verabredung und Auftrag schrie. Michel legte wieder die Finger an den Mund und wiederholte sein Signal; diesmal kam die Antwort aus einem Tannenholz zur Rechten, er schritt eilig in der Richtung des Tones weiter. Die Nacht war sehr dunkel, aber das Auge eines Wildschützen ist scharf; auf eine Entfernung von 30—40 Schritten schon sah Michel eine schattenhafte Gestalt zwischen den Bäumen sich bewegen.

„Heda!“ rief er. „Wer geht da?“

„Die Nacht ist gut zum Dohnenstellen,“ erwiderte eine heisere Stimme. Michel glaubte seinen Vater zu erkennen.

„Vater, bist Du's?“ fragte er.

Der Schatten kam auf ihn zu: „Freilich bin ich's,“ und Vater und Sohn gaben sich die Hand.

„Bin ich nicht pünktlich?“ fragte Michel.

„Ich fürchtete, Du würdest nicht kommen,“ die Bestellung wäre vielleicht nicht ausgerichtet worden.“

„O doch! Die Mutter Vitache mit ihrem Bettel-sack kam heut Nachmittag an ihrem Stode gehinkt. In der Mühle war zum Glück Niemand zu Hause, als ich. Du bist ein schöner Sohn, sagte sie, kümmerst Dich gar nicht um Deinen alten Vater! Dabei lachte sie aber recht pffiffig.“

„Die Alte ist ja in die ganze Geschichte eingeweicht,“ brummte der Vater.

„Dann bestellte sie mir, Du würdest mich heute Nacht hier erwarten. Da bin ich nun; was soll's?“

„Ich wollte bloß wissen, was es Neues giebt. Wie geht's in der Mühle.“

„Es ist Alles beim Alten. Die Susse geht betrübt herum, und die Kleine ebenso.“

„Junge, es ist doch eine schöne Mühle und ein nettes Mädchen, und Beide sind bald Dein.“

„Vater ich habe sie noch nicht.“

„Dummer Junge, mach Dir keine Sorgen. Die Mutter Brülart hat es so fein eingefädelt, daß es gelingen muß, und jetzt kommt noch das Glück dazu, daß der Lorenz in den Krieg gezogen ist. Du mußt nur klug steuern, Dein Rahm geht ganz von selber.“

„Ich will das Meine schon thun; aber was soll daraus werden, wenn der Lorenz wieder nach Hause kommt...“

„Der Lorenz kommt nicht wieder.“

„Wie willst Du das wissen?“

„Die Mutter Vitache hat's gesagt.“

„Du glaubst doch nicht etwa an Hexerei.“

„An Hexerei nicht, aber an die Mutter Vitache.“

„Die ist doch auch nur ein altes Weib, das wahr-sagt. Woher soll sie die Zukunft wissen?“

(Fortsetzung folgt.)

Erst
wöchentlich
zwar Dienst-
tag u. Sonn-
fertagspreis:
Zeile 1

No. 2

Die Kö-
fahrverfres-
zuordnen.

Bom 1.
zirle Schwarz-
Laternen und
je mit zwei
Fuhrwerke
brachten Late-
Aufgenom-

Bei dem
forderliche zw-
Laterne zu fi-

Die Si-

Einerlei,
hältnisse der
erbaulich stell-
droht die Ver-
die zusammen-
minnen. Die
das deutsche
bewegen, hat
Zeitabschnitte
theil erheblich
Zweck der B-
führten Verbe-
demokratie ha-
zustandes auf
Biel einer Ver-
tion entzündet
sind, wie bei
1878. Eben-
neuen Verthei-
Kampf um
gegen die Frei-
burg und Bre-
gen bis jetzt
die Gesamtmit-
men sind un-
Hintergrund a-
geben zu solle
urteilen läßt,
ung in confer-
Sinne des so-
die unzufriede-
schaftsklassen
sie das Vertra-
Links gleich
Zu allem De-
kommen, die
des christlich-
Föbeltreiben
das die Repre-
ungepunkt, der
des müßsam e-
siebziger Jahre
hat in demsel-
loren, in weld-
worden.

Wenn es
die Gemein-
Betroffenen ein-
ten wir Deut-
unserer gegen-
Auf Rosen ist
feren Grenzen
lepten Jahres
die Amnestiar-
ung der sogen-
würde betr. die